

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 139.

Posen, den 20. Juni 1928.

2. Jahrg.

Fräulein Eulenspiegel.

Ein lustiger Roman von C. R. Koellinghoff.
12. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Meinen Sie meinen Vater?“ fragte Mädie erstaunt.

„Ach denn habe ich die Ehre, mit's jungen Fräulein Mädie zu reden?“

Und der Alte zwinkerte vertraulich mit den Augen.

„Woher wissen Sie denn, wer ich bin?“

Der Stelzfuß vollführte unter einigen technischen Schwierigkeiten eine kleine, aber gutgemeinte Verbeugung und sagte:

„Jestatten Sie, daß ich mich vorstelle! Mein Name ist Herr Hobbe, der alte Hobbe, in Firma Hobbe, Ecke Unten Linden und Friedrichstraße, erste Bank rechts, Geschäftsstunden von zehn bis zehn. Wenn Sie da mal vorbeikommen sollten und Sie haben 'nen Markschein, der nicht in die Tasche paßt, denn lassen Sie ihm seinen Willen und schicken Sie'n in meine alle ehrliche Küche. Nee, aber nur Spaß in der Seite, ich muß Herrn von Neidberg dringend sprechen!“

„Sie müssen meinen Vater sprechen?“

„Ja, den alten Herrn, den muß ich unbedingt sprechen. Ich wollte nicht erst klingeln, die Dienerschaft versteht so was meistens falsch, wissen Sie. Aber wenn ich Ihnen auf mein alles ehrliches Gesicht versichere, daß ich den Allen muß sprechen, denn können Sie mir den Jefe fallen schon tun, nicht? Sagen Sie dem alten Herrn nur, der Vater von Mista Hobbins will ihm 'ne wichtige Nachricht überbringen. Det jenußt.“

„Laß ihn herein,“ sagte Mädie zu Sigrid, „ich will Pa fragen, ob er ihn empfangen will.“

Der alte Hobbe nickte zufrieden, und Mädie lief ins Haus.

Herr von Neidberg lag auf einer Ottomane in seiner Bibliothek und genoß mit größtem Behagen eine Karikaturensammlung des schwedischen Zeichners Jacobson. Er war noch immer zu Stubenarrest verurteilt. Die Folgen der Gehirnerschütterung waren immer noch nicht ganz gewichen, und von geschäftlicher Tätigkeit konnte noch keine Rede sein. Im Gegenteil, der Hausarzt drang immer wieder auf ein paar Wochen Erholung, am besten am Tegernsee, wo ja Neidberg sich ein entzückendes Bauernhäuschen hatte erbauen lassen, und das noch nicht einmal eingeweiht war.

Nur einmal in der ganzen Zeit seines Krankensagers hatte er mit Mädie über diese abenteuerliche Geschichte mit Bobby Hobbe, der geheimnisvollen Photographie und all diesen Dingen gesprochen.

Mädie hatte ihm keinen Namen genannt und ihn flehentlich gebeten, die Sache ruhen zu lassen. Der alte Herr war über diesen Mangel an Vertrauen sehr erstaunt. Er drang nicht weiter in sein Kind. Er wußte, es würde die Stunde des rückhaltlosen Bekenntnisses kommen. Und er wußte, daß Mädie ihm unbedingt gebietet hätte, wenn sie zu weit gegangen wäre.

„Was gib's, mein Kind?“ Er sah zufrieden lächelnd von der Lektüre auf.

Mädie küßte ihn auf die Stirn.

„Pa, da ist ein merkwürdiger Besuch für dich draußen. Rat mal, wer?“

„Hoffentlich mein Freund, Gendeli?“

„Na, das wäre doch weiter nicht merkwürdig, Pa!“

„Doch, er hat sich schon vier Tage nicht sehen lassen. Aber wer ist es denn? Vielleicht haben die Kabelwerke in der Zeit meiner Abwesenheit Pleite gemacht und jetzt steht der Gerichtsvollzieher draußen?“

„Auch nicht!“ Mädie lachte. „Draußen steht Herr Hobbins senior, Pa!“

„Aus Amerika?“

„Nein, der hiesige.“

„Ja, kennst du den auch?“

„Nein, er hat sich vorgestellt. Er wünscht dich in einer ganz unaufschiebbaren Angelegenheit zu sprechen.“

„Nun, dann laß ihn in Gottes Namen herein, Mädie.“

Und Herr von Neidberg richtete sich auf, um seinen Gast zu begrüßen. Der alte Hobbe stelte herein und machte von der Türe aus eine ehrerbietige Verbeugung, die Neidberg, verblüfft über diese seltsame Erscheinung, erwiderte.

„Wenn Sie jestatten, Herr von Neidberg, setz ich mich!“ sagte Hobbe und ließ sich in einen weichen Ledersessel fallen.

„O, bitte sehr!“ gestattete Neidberg nachträglich. „Womit kann ich dienen, Herr . . . Herr Hobbe senior, wenn ich nicht irre?“

„Nee, Hobbe, einfach Hobbe. Det andere stimmt nicht. Ich komme in so'n eigenartige Angelegenheit, Herr von Neidberg.“

„Was kann das wohl sein?“ fragte Neidberg mehr sich selbst.

„Det solln Sie jetzt gleich hören, Herr Kommerzienrat. Det sin Sie doch mindestens?“

Neidberg verneinte lächelnd.

„Nicht?“ Hobbe schüttelte bedauernd den Kopf.

„Det is wohl 'n Versehen von der Beheerden und kommt mit der nächste Post nach! Na, kommen wir zur Sache, Herr Direkta! Det sin Sie doch bestimmt!? Meinen Sohn, den Jauner, ham Sie doch jekannt, nicht?“

Neidberg verneigte sich nicht sonderlich geschmeichelt.

„Scheen. Wir unter uns Großindustriellen können ja ruhig offen sein. Kurz gesagt, Herr von Neidberg, der Bobby is verschwunden!“

Herr von Neidberg war weit entfernt, nach dieser Mitteilung einen bedauernden Gesichtsausdruck zu zeigen.

„Mir und die Mieke, was seine Braut war, hat er sitzen lassen.“

„Und was soll ich dabei, mein lieber Herr Hobbe?“

„Ja, sehn Sie, Herr Direkta, das einzige, was er uns hat hinterlassen, det is 'ne photographische Platte. Die hatte nämlich der Meechen ihm vorher schon weggestiebt. Hier is se. Ich lese sie Ihnen vertrauensvoll in Ihre irundehrliche Hände, Herr Kommerzienrat, und überlasse Ihnen ganz alleine die mir zukommende Entschädigung.“

Herr von Neidberg steckte die Platte zu sich. Dann sagte er:

„Was glauben Sie, was die Sache für mich, in Zahlen und Reichsmark ausgedrückt, wert ist?“

Lange drückte der alte Hobbe herum. Dann meinte er:

„Na, ist denke, immerhin 'n Hunderter wäre fällig?“

Reidberg lächelte.

„Hundert Mark!“

„'n hicken hoch is ja die Summe, Herr Direkta, aber de Zeiten sin wahrhaftigen Jott nich de besten! . . .“

„Also, hundert Mark. Da ich für diese Photographie aber Ihrem Herrn Filius, der sie mir erst verkauft und dann gestohlen hat, schon einmal zehntausend Mark bezahlt habe, so wäre auf Ihrer, respektive Ihres Herrn Spröhlings Seite ein Debet von neuntausendneunhundert Mark zu verzeichnen!“

Der alte Hobbe schlug erregt mit seinem Holzbein auf den Teppich.

„Ist hör immer zehntausend!“

„Ja, ja — Sie hören ganz richtig! Zehntausend Mark hat Ihr Herr Sohn — etwas eigenmächtig allerdings — aber immerhin für dieses Bild erhalten!“

„So'n jemeiner Schuft!“ sagte Herr Hobbe nur. Dann erhob er sich. „Herr Direkta, entschuldigen Sie die Störung. Ich bin 'n ehrlicher Geschäftsmann und stecke meine Nase sonst nie in solche Dinge. Wenn ich det von die Zehntausend jeahnt, — Sie hätten mir nie hier je-sehn! So freut's mich wenigstens, daß Sie nun endlich den Tejenwert in Testalt der Photographie bekommen haben. Herr Direkta, ich empfehle mir!“

Reidberg schüttelte verwundert den Kopf.

„Einen Augenblick noch, Herr Hobbe! Ihre anständige Gefinnung erfreut mich wirklich! Wenn Sie wollen, trinken wir ein Gläschen Portwein zusammen und unterhalten uns noch ein wenig?“

Der alte Hobbe ließ sich wieder in seinen Sessel nieder.

„Det is aber auch ganz anständij jedacht, Herr Kommerzienrat! Ich trinke zwar sonst nur Steinhäger, aber mit Ihnen — meinetwegen Leitungswasser, so sympatisch sin Se mir in die paar Minuten geworden!“

Herr von Reidberg klingelte, und ein Diener erschien. Als dieser den zerlumpten Stelzfuß im Klub-sessel dem Hausherrn gegenüber erblickte, hob er die Augen gen Himmel.

„Ja, ja — tief nur, olle Stakettpflanze!“ sagte Herr Hobbe befriedigt.

Reidberg lachte und befahl dem Diener, Portwein und zwei Gläser zu bringen. Der Diener ging erschüttert hinaus.

Und so geschah es, daß einer der mächtigsten Industriefürsten des Deutschen Reiches mit einer der arm-seligsten Gestalten Berlins bei einem Glase Wein zusammentraf . . .

„Ich gebe Ihnen eine Anstellung in meiner Fabrik!“ schlug Reidberg vor.

„Nicht zu machen, Herr Kollege! Wo denken Sie hin! Ich hab' mein Geschäft. Wenn's auch nich jut jeht momentang — aber die Zeiten werden sich schon wieder ändern!“

Und als sich der alte Hobbe verabschiedete, wollte ihm Reidberg unter allen Umständen einen Hunderter in die schwielige Hand drücken.

Aber der alte Hobbe wehrte wieder entschieden ab und flüsterte nur:

„Wenn Se't partout nich lassen können, Herr Zeheimrat —: meine Geschäftszeit is von zehn bis zehn Unta'n Linden, Ecke Friedrichstraße, erste Bank rechts! Ich habe die Ehre, Herr Generaldirektor! . . .“

* * *

Zwei Wochen lang war der alte Brandt, unstet wie Ahasver, unglücklich wie Bear, in der Wohnung einher-geschlichen.

Er litt unmensächlich unter der Ungnade seines jungen Herrn und zermartete sein Hirn, um einen Weg zur Ausöhnung zu finden. Aber wenn dann Wildhorn

nach Hause kam und achtlos und gleichgültig an ihm vorüberging, dann schlug der alte Brandt die Augen schuldbewußt nieder und fand keine rechten Worte.

Bis eines Tages oder vielmehr Nachts als unverhoffter Helfer und Mittler Bacchus in die Bresche sprang. In einer Anwandlung unstillbarer Sehnsucht nach fröhlichen, leichten, von Sorgen und seelischen Komplikationen unbeschwerten Menschen war Thomas Wildhorn am späten Abend noch in ein Kabarett gegangen. Der Zufall führte ihm ein leichtbeschwingtes Trio ehemaliger Studienfreunde in den Weg und an seinen Tisch. Und vier weniger künstlerisch als gesellschaftlich begabte Mitglieder der kleinen Bühne fanden alsbald mit erstaunlicher Virtuosität den kurzen Weg vom Podium bis an den lustigen Tisch.

Nach einer Stunde befand sich dieses Oktett in allerbesten Gemütsverfassung und die spontanen Ausbrüche seiner olympischen Heiterkeit hätten ohne Zweifel eine energische Gegendemonstration des schau- und hörlustigen Brettelpublikums hervorgerufen, wäre das Programm zu diesem Zeitpunkt nicht an seinem Ende angelangt.

Vor auf die lustigen Nacht nach etlichen munteren Scherzen mit Garderobieren und dem Portier des Lokals ein Auto im Nahkampf erstürmten, und sich in eines jener Berliner Nachtlokale begaben, deren Adresse jeder-mann mit Ausnahme der fahndenden Nemesis wohl-bekannt ist.

Dort wurde beim gedämpften Jazzbandklang bezüglich des Alkoholkonsums wiederum Erhebliches geleistet.

Thomas Wildhorn war wie ausgewechselt. Unbändiger Frohsinn hatte sich seines Wesens bemächtigt. Die gefährlichsten Kalauer fanden wie kühle Selbstverständlichkeiten den Weg über seine Lippen, und seine Dame, deren gesamte Personalien für ihn mit dem Namen Nellie erschöpft waren, fühlte des öfteren seine brennenden Lippen auf ihrem unbegrenzt defolletierten Nackenausschnitt . . .

Gegen drei Uhr morgens begann Wildhorn einen geharnischten Monolog, bei dem er sich an kein bestimmtes Thema zu halten wünschte, sondern vielmehr eine tief empfundene Glossierung der Liebe im allgemeinen geben wollte.

Als er gegen halb fünf Uhr zum Ende seiner Ausführungen gelangte und als Einlage die Arie des Cavaradossi singen wollte, gewahrte er zu seinem größten Erstaunen, daß aus dem einst so fröhlichen Oktett ein Duett geworden war, dessen eine Hälfte, nämlich Fräulein Nellie, auf seinem Schoße Morpheus reichlichen Tribut zollte.

Gleichzeitig präsentierte ein übernächtiger Kellner eine Rechnung, deren Endziffer Wildhorn nur unter größtem Aufwand von Willenskraft von einer vierstelligen auf eine zweistellige zu bringen vermochte.

Hier hielt Fräulein Nellie es für taktisch richtig, aufzuwachen, um je nach dem Erfolg dieses Abrechnungs-versuches Wildhorn ihre Gegenwart zu erhalten oder zu entziehen.

Da die anderen Sechse, begreiflicherweise souverän über derartige Alltagsdinge, ohne Begleitung ihrer Beche auf Flügeln des Eros entwichen waren und Wildhorn nicht an das Wunder glaubte, daß sein einziger Hundertmarkschein in der Zwischenzeit Nachkommen erhalten haben sollte — reichte er dem Kellner majestätisch seine Brieftasche und weigerte sich energisch, diese in entleertem Zustande wieder an sich zu nehmen. Er bekräftigte vielmehr seine Freigebigkeit durch die mit donnerndem Pathos gerufenen Worte:

„Nimm hin, o Sklave, dies Zeichen meiner Huld!“

Nellie jedoch, die nach dieser generösen Schenkung den bescheidenen Rest ihres Weizens endgültig verblühen sah, hob sich hinweg, nicht ohne Wildhorn mit einem teils mitleidigen, teils recht vorwurfsvollen Blicke bedacht zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Das erste Flugzeug in Papua.

Von Captain Frank Hurley.

Sicher werden die wenigen einsamen Bewohner von Greenly Island sehr verwundert gewesen sein, als sie plötzlich Besuch vom Himmel bekamen. Doch sie wußten wenigstens, daß es überhaupt Flugzeuge gab. Aber ein anderer hervorragender Flieger, der treffliche Captain Frank Hurley, dessen abenteuerlich-romantische Fahrten im unbekannten Neuguinea mit ihren einzigartigen wissenschaftlichen Ergebnissen die größte Aufmerksamkeit aller Gebildeten verdienen, schildert in seinem Buch „Perlen und Wilde“, wie das erste Flugzeug in einem ungebildeten Land aufgenommen wird und welche ergötzlichen gesellschaftlichen Fauphas so ein ungewöhnliches Ereignis nach sich ziehen kann. Nun der Leser wird ja im folgenden selbst sehen, denn wir haben uns die Erlaubnis des Verlags F. A. Brockhaus in Leipzig zum Abdruck dieser jetzt sehr „aktuellen“ Schilderung eingeholt, die spannend und amüsant wie alles in diesem seltenen Buche ist.

Von Port Moresby aus war es, von wo wir die Fahrt antreten, die am Murahjee bei den entlegenen Sambiosstämmen endete, die nie zuvor einen Weißen gesehen hatten. Unsere Wasserflugzeuge waren die ersten Flugmaschinen in Port Moresby. Ihr Erscheinen bedeutete einen dritten Abschnitt in der Geschichte des alten Dorfs Hanauabada. Dreimal seit seinem Bestehen war es in seiner vorwärtigen Ruhe durch die Wunder der Weißen aufgeschreckt worden. Das erste Mal waren große Schiffe gekommen, tausendmal größer als die allergrößten Eingeborenenboote — Schiffe, von riesigen Segeln getrieben, so riesengroß wie die Segel aller Eingeborenenkanus zu einem Stück zusammengenaht. Das zweite Mal war ein ungeheures Schiff aus Eisen, noch größer als die geflügelten Segelschiffe, in den Hafen eingelaufen, das aus hoher Schornsteinen Rauchwolken und Funten spie. Und nun erschien eine neue Erfindung, die mit gleicher Leichtigkeit sich in Luft und Wasser bewegte — ein Riesenvogel, der die Welt des Flugwesens einleitete.

Die Flugzeuge kamen mit dem Dampfer und wurden vom Deck ins Wasser gelassen. Als sie über Bord glitten, stießen die Eingeborenen langgezogene Kriegerrufe aus, schlugen mit ihren Raddeln an die Seiten ihrer Einbäume, so daß ein dröhnendes „Bum!“ erscholl. Sie waren zahlreich erschienen; die ganze Krieger- und Handelsflotte von Hanauabada war aufgezogen worden, und als die Wasserflugzeuge aus Land gezogen wurden, folgten sie uns und umzingelten uns, offensichtlich von Verwunderung und Zweifel befeelt. Es war ein seltsames Bild — die Eingeborenenkanus Seite an Seite mit der allerletzten Erfindung des Menschengesichts, die Flugzeuge an der Spitze eineszugs, der die dürrigste und die neueste Art Verkehrsmittel zeigte.

Die Probeflüge der „Seemöbe“ zeitigten manch drolligen Zwischenfall. Jeden Tag sammelten sich Scharen von Eingeborenen und sahen zu, wie Lang und Gill die Flugzeuge zusammenfügten. Sie bemerkten das schwere Gewicht der Motoren und sprachen von der Unfähigkeit der „Seemöbe“, mit den Flügeln zu schlagen. „Coi, Coi!“ Der weiße Mann macht „Coi, Coi!“ (will uns etwas weismachen).

Die Prüfung des Motors, sein tieffehlendes Brummen, und der Propeller, der einen schimmernden Ring um sich warf und auf dem Wasser unter Wirbeln von sprühendem Gischt dahinfegte, jagten ihnen einen mächtigen Schrecken ein. Lang und Gill saßen in ihren Brillen und Fliegerkappen sicher wie furchtbare Puri-Puri-Männer aus; aber die Eingeborenen bezweifelten doch, daß sie derart mächtiges Puri-Puri zu machen imstande seien, daß die Maschine in die Luft aufsteigen könnte. Eine bunte Menge grasbüschelter Weiber und kraustöpfiger Männer, an den Händen mit farbenfreudiger Raba-Rabas umgürtet, sahen zweifelnd und neugierig dem Start zu. Die Maschine bewegte sich mit dem Winde los, drehte dann herum und jagte mitten in den Wind hinein. Lang öffnete die Drossellappe, und der Motor brumnte seinen lustigen Kampfruf in den Himmel empor. Die „Seemöbe“ fauchte stolz dahin, und die See in fröhlichem Triumph zerteilend, wie ein zierlicher Vogel, der über die Wellenkämme dahinhüpft, ehe er davonfliegt, erhob sie sich in die Lüfte. Kein Wort fiel von den Lippen der Zuschauer. Sie schienen wie gebannt von der übernatürlichen Erscheinung, bis, wie ein Wirbelsturm, der alles auf seiner Bahn niederreißt, die Maschine unmittellbar auf sie zusteuerte.

Da gab es ein Ausreißfen! Schreckensrufe durchschnitten die Luft, und das Gebrausch der „Seemöbe“ tönte über der Stadt, wo alles in größter Aufregung war. Die eingeborenen Diener flohen aus den Häusern, das Gerücht mußte sich wohl oder übel verbreiten, denn die Gefangenen, Kläger und Polizisten stürzten ins Freie, alle außer dem gestrigen Herrn Richter, der mit lobender Würde folgte. Die Gefangenen flohen aus dem Gefängnis; der schäumende Kühltrunk wurde in Stich gelassen — so etwas war noch nie in Port Moresby zuvor passiert! Alle standen auf den Straßen und reckten die Häuse nach dem Himmel. Der wilde Taumel herrschte; Weisheitsjubel stieg empor, Rufe der Freude und Begeisterung. Man erzählte mir, daß viele der eintätigeren Schwarzen völlig die Besinnung verloren; sie rissen ihre Raba-Rabas von den Hüften und winkten damit wie toll zum Himmel hoch, unbekümmert um ihre ursprüngliche Nacktheit. Mit feuchten Augen stellte ich fest, das man's Grasbüschel an Stelle eines Taschentuchs herhalten mußte!

Captain Lang umflog die Stadt und glitt dann, mit dem Probeflug zufrieden, mit der gefälligen Annuit einer Seemöbe aufs Wasser nieder. Wie sind Flieger von einer begeisterteren, freudigeren Menge begrüßt worden als Lang und Gill, als sie sieg-jubelnd zum Unterplatz sausten und hielten.

Mit der Arbeit war es an jenem Tag aus; man schwächte statt dessen. So erfolgte der erste Flug in Papua unter viel Jubel, wenn auch nicht ohne Hohmiz: als ich nach Haus kam, entdeckte ich, daß mein „Hausboy“ vom Platten davongelaufen war und das Eisen mir mitten in meine besten Sonntagskosen ein großes Loch gebrannt hatte. Den folgenden Sonntag mußte ich als einen zwangsmäßigen Ruhetag im Bett verleben. Später erschien der Uebelkäter; er verbeugte sich tief unter einer Flut von Entschuldigungen und bot mir reumütig den besten Sonntagsgrasbüschel seiner Frau an!

Lang wurde als ein Gott oder ein Teufel angesehen, und das Wasserflugzeug wurde ein Gegenstand der Furcht und Verehrung.

Tägliche Arbeit im Ort mußte auf Tage eingestellt werden, weil die Eingeborenen nicht zurückkehren wollten, sondern darauf bestanden, ihre Zeit mit der Erörterung der wunderbaren Maschine und des Erfolgs des Unternehmens zu verbringen.

Später besuchten McCulloch und ich das Eingeborenen Dorf. Die Eingeborenen erkannten mich sogleich wieder und wollten von nichts als dem Flugzeug reden. Aber keiner äußerte den Wunsch, einmal zu fliegen.

„Nanu bleiben im Wasser sicherer“, sagten sie, von einem Ohr zum andern grinsend. „Es sehr langsam, aber wir kommen hin nach und nach trotzdem.“

Einige Tage darauf brachten wir die beiden Flugzeuge nach Elebala hinüber, wo wir sie unter den Veranden der Pfahlhäuser wohl verankerten. Scharen von Schwarzen kamen aus ihren Befahrungen, um sie aus nächster Nähe in Augenschein zu nehmen. Das Flugzeug wurde mit einem Schlag das beliebteste Spielzeug im Dorf; und ich muß sagen, daß bei der Herstellung solcher Spielzeuge die Eingeborenen weit mehr Fingigkeit an den Tag legten als die Weißen. Die Flugmaschinen, die das junge Volk als Spielzeug baute, waren ungemein sauber und bis ins kleinste genau ausgeführt. Die Propeller wurden in der Weise nachgebildet, daß man eine Palmblattfaser geschickt zurechtbohrte, so daß sie sich im Wind lustig drehte.

Bis zum Ende unseres Besuchs blieben die Wasserflugzeuge Gegenstände überwältigendsten Staunens für die Eingeborenen. Flotten von Booten, mit Krausen ausgefränkter Palmen prächtig herausgeputzt, umkreisten sie. Selten ließ die Aufregung nach. Jeder Flug verursachte einen neuen Ausbruch der Staunens und des Geredes. Der Papua von der Küste redet lieber, als daß er ißt oder schläft. In mancher Nacht ist mein müder Leib wachgehalten worden, weil das unbezähmbare Geplapper meiner Träger kein Ende nahm, die immer wieder bis tief in die Nacht hinein zu schwachen angingen. Nur die allerkleinsten Kinder schienen von der allgemeinen Aufregung nicht betroffen zu sein. Am Tag unseres letzten Flugs traf ich unermutet eine sehr alte Frau, die ein ganz kleines Kind trug. Beim Anblick der aufsteigenden Maschine starrte das Kind in stiller Verwunderung hoch, aber das alte Weib, von ihren Gefühlen überwältigt, weinte bitterlich!

Walter Bloem.

Zum 60. Geburtstage des Dichters am 20. Juni 1888.

Von Stephanie Feuchtwanger.

(Nachdruck verboten.)

Der Begriff „Unterhaltungsliteratur“ hat in den Ohren unserer Generation einen etwas urfäulichen und unerquicklichen Beigeschmack erhalten. Man ist geneigt, darunter leicht, meist leicht angefaulte Lektüre zu verstehen, einen Lesestoff, dem Leute von Geschmack gern aus dem Wege gehen. Die prominenten Schriftsteller von heute, die beiden Manns, Wassermann, die Zweigs, die Hucks, Hamjun schreiben wohl auch Romane, die ihre Leser unterhalten sollen, die ihnen Interessantes, Schönes, auch Unterhaltames mitteilen sollen; aber sie hüten sich, es ihren Anhängern so bequem zu machen, wie es die Unterhaltungsschriftsteller von ehedem, Spielhagen, Paul Vinbau, Galsburi, Rudolf Herzog gemacht haben. Sie wollen schwere ethische Probleme auf, sie zeichnen durchsuchte Charaktere, in denen man sich nicht leicht zurechtfindet, sie stellen an das Fassungsvermögen ihrer Leser allerhand Ansprüche.

Ein Bindeglied zwischen diesen Kategorien von Schriftstellern, zwischen denen von vor einigen Jahrzehnten und denen von heute stellt Walter Bloem da, ein Dichter, der uns viele unterhaltame Bücher geschenkt hat, ohne zu leicht und oberflächlich zu wirken, ein geschmackvoller Schilderer bürgerlichen Lebens, ein begeisterter Anhänger all des Guten, das im deutschen Volke steckt, und das er verherrlicht, ohne dadurch chaubinistisch zu wirken.

Walter Bloem, am 20. Juni 1868 geboren, war zuerst als Rechtsanwalt in Darnen tätig, hatte sich aber schon seit seiner Gymnasialzeit schriftstellerisch betätigt. Sein 1897 entstandenes Drama „Gaub“ wurde mit starkem Erfolg am Berliner

Schauspielhaus aufgeführt, und bald darauf gab er nach neunjähriger Tätigkeit als Anwalt seine Praxis auf um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Es folgten mehrere Dramen: „Heinrich von Plauen“, das Verfallsstück „Schnapphähne“, „Der neue Wille“, „Der Jubiläumsbrunnen“. Im Jahre 1906 erschien dann der Roman „Der krasse Fuchs“, ein Studentenroman voll warmblütigen Menschentums und eindringlicher Gestaltungskraft. Wie in allen seinen Büchern, hält Bloem auch hier eine gute, fest umrissene Form inne. Er überschreitet niemals die Grenzen eines gepflegten Geschmacks; er deutet Grotesk nur leise an; er geht nicht an ihr vorüber; aber er behandelt sie immer schon, zart und empfindsam. Bloems Weltanschauung war und blieb immer von seiner Abstammung und seiner Umwelt begrenzt; er entnahm seine Motive und seine Menschen dem Kreise, dem er selbst entstammte und in dem er sich heimisch fühlte.

Den stärksten Erfolg fand seine Romantrilogie „Das eiserne Jahr“, „Volk wider Volk“, „Die Schmiede der Zukunft“, die die Zeiten des Siebziger Krieges behandelt. Die Liebe zu seinem Vaterlande hat ihn damit ein Werk schaffen lassen, das ihm begeisterte Anhänger aus allen Kreisen zugeführt hat. Es mag natürlich viel Leute geben — und heute mehr als zu der Zeit, in der die Werke entstanden und herausgekommen sind —, die darüber die Nase rümpfen und sich erheben dünken über diese Romane, deren Uberschwang und Begeisterung zweifellos echt und laut sind. Viele Ehrliche werden zugeben, daß ihnen gerade diese Bücher frohe und tiefgehende Eindrücke gegeben haben. Heute, nach dem verlorenen Weltkrieg, müssen diese Bücher natürlich verstaubt, antiquiert, überholt wirken. Das ist aber nicht die Schuld des Dichters; er ist von der Weltgeschichte korrigiert worden. Daß auch er mit der Zeit mitgehen konnte, zeigen die Dichtungen, die Bloem während und nach dem Weltkrieg geschaffen hat, sein Kriegstagebuch „Vormarsch“, das 1916 erschien, die drei Einakter „Dreiklang des Krieges“ (1917), das Kriegstagebuch „Sturmsignal“ (1919). Daß Bloem nicht nur äußerlich an Deutschland hing, sondern daß er sich für sein Vaterland einzusetzen mußte, zeigte er dadurch, daß er als Sechszundvierzigjähriger sofort bei Kriegsausbruch sich dem Heer zur Verfügung stellte und bis zum Ende des Krieges als Kompagnieführer an der Front weilte.

Vor dem Kriege, von 1911 bis 1914, war Bloem als Dramatiker und Regisseur am Stuttgarter Hoftheater tätig, seit Kriegsende lebt er auf seiner Besitzung Burg Miened in Unterfranken. Aus der Zeit nach dem Kriege stammt „Weltbrand“, eine in Romanform gehaltene Schilderung aus der Zeit 1914 bis 1918. Das Werk ist jetzt in gekürzter Form neu erschienen. Bloems Roman „Teutonen“ ist 1927 erschienen; der Alt-Würzburger Roman „Gottesferne“ stammt aus dem Jahre 1921. Gerade jetzt, als Geburtsstagsgabe, ist Bloems Buch „Weltgeist“ erschienen, ein Werk, mit der Abgeklärtheit des Sechzigjährigen geschrieben, ein Werk, in dem sich der Dichter auseinanderzusetzen sucht mit all dem Verworrenen, das die neue Zeit seinem deutschen Vaterlande gebracht hat. Einfühlend in die neue Zeit, sucht Bloem Irrwege zu durchdringen und ihnen nachzujagen, und es erwacht ihm ein großes Versehen all des Neuen, das sich um ihn ereignet hat. Das Ergebnis einer Weltreise, die Bloem in den Jahren 1926 und 1927 unternommen hat, und während der er in Amerika vornehmlich den Anfängen der Vereinigten Staaten und der Persönlichkeit ihres Schöpfers George Washington nachgegangen ist, wird der in einigen Monaten erscheinende erste Band eines großen Werkes darstellen: „Sohn meines Landes“, der sich um den amerikanischen Nationalhelden herumrankt. Die letzten Werke des Dichters beweisen, daß Walter Bloem heute in der Vollkraft seines Schaffens steht, und daß er auch den Jungen und Vorwärtsstürmenden manches zu sagen hat, das auch in der neuen Zeit nicht ungehört verhallen wird.

Tage in Brioni.

Von Klabund.

Es ist 12 Uhr mittags.

Vor dem Hotel am Strand sitzt nur der italienische Händler mit seinen farbigen venezianischen Lederwaren: Sandtaschen, Portefeuilles, Hausschuhen, Streichholzbehältern.

Die Hauptfarben sind braun, rot, grün und gold. Vor allem viel Gold. Gold, Gold, Gold. Venedig, die Stadt der Dogen, prunkte mit Reichtum. Ehedem mit echtem, heute mit vorge-tauschtem.

Es fällt mir auf, daß alle Händler, die herkommen, zahllose Muster von Streichholzbehältern in Leder, Holz, Metall, feilzu-bieten haben.

Es scheint, daß die Italiener gern mit dem Feuer spielen.

Gestern war ich auf dem alten Fort Tegetthoff. Jetzt ist es eine düstere, mit verrostetem Stacheldraht umgebene Ruine, in der nicht das Grauen, sondern einige italienische Arbeiterfamilien wohnen, die bei Herrn Rupelwieser, dem mit (auf eigenem Boden gewachsenen) Lorbeer gekrönten König von Brioni, beschäftigt sind. Die Dynastie Rupelwieser hat den Weltkrieg relativ unbeschädigt überstanden und erfreut sich nach wie vor des schönsten Besitzums von Istrien: eine ganz eigen- und einzigartige Mischung von Landschaft, Hotel, Herrensitze und Sportplatz. Der geniale Charakter der Insel, die eine maßvoll verwilderte Fortsetzung der Hotelanlagen ist, gibt den Hotelgästen das Gefühl, auf einem großen Gut mit subtropischer, im englischen Stil fristrierter Vegetation zu Gast zu sein. Die mehr oder weniger vornehmen Gäste spielen Polo, Golf, Bridge. Sie segeln, sie

schwimmen, sie reiten, sie tanzen, sie flirten, und sie sind in der Lage, ihre Zeit damit auszufüllen und ihre Geldbeutel damit zu leeren. Besonders billig ist es ja infolge des hohen Standes der Lira für Ausländer nicht. Man muß sich die Gewißheit, mehr als 500 Berliner hier unter keinen Umständen zu treffen (das Hotel hat nicht mehr Fassungsraum), etwas kosten lassen, 50 000 Berliner, wie in Swinemünde, Sieringssdorf oder Westerland, sind ja erheblich billiger zu haben.

Jetzt ist es 12,30 Uhr mittags. Ein Teil der Gäste plant sich in Seebad Saluga. Ein anderer Teil schnarcht noch. Ich sitze am Strand, das Hotel vor mir, und sehe überall noch die heruntergelassenen Mouleaus. Gestern Abend wurde im „Zirkus“, im Freien, bei unentgeltlicher Vollmondbeleuchtung, bis Mitternacht Tango und Blachottum getanzt. Danach ging ein Kreuzdonnerwetter nieder und vertrieb die Abendtoiletten von Chanell, Ungar, Gerson und die Smokings in die Bar. Hier setzte sich das fröhliche Treiben bis in die Morgenstunde fort, die in Brioni mehr Gold im Munde hat als anderswo. Es wurde noch gepokert.

Jetzt ist es gleich 1 Uhr. Meine Frau schläft immer noch, und natürlich bin ich daran schuld, „daß es wieder einmal so spät geworden“. Früh oder spät, zu früh oder zu spät — wir Männer (falls wir uns trauen, noch diesen aus vergangenen herrlichen Zeiten verbliebenen Ehrenittel zu tragen) sind immer schuld und müssen immer unser Mater peccavi beten. „Gütchen ist an allem schuld“, heiße eine Oper von Wagner (Siegfried).

Ich gehe zum Badestrand. Ich begegne Pyjamas und Bademänteln in allen möglichen Couleurs, die zurückkommen.

Im Wald ist es ganz still. Plötzlich beginnt oben in einem Baum eine Fledermaus zu knarren. Sie macht den gleichen Skandal wie ein Waldeusel auf dem Weihnachtsmarkt, oder ein Ferkel aus ebemaligem österreichischen Heeresbestand drüben auf den jugoslawischen Chaussees, wie er von Cattaro nach Cetinje die schwarzen Berge emporzutöten pflegt.

Ich bin fast allein im Bad. Ein verspäteter Graf (die meisten Herren hier sind Grafen) und ein verfrühter Oberkellner bevölkern außer uns das Meer. (Das Hotel- und Dienstpersonal habet von 2 bis 4 Uhr.)

Ich schwimme zum Fluß hinaus, hole mir das läbliche Quantum Sonnenbrand, das der Mensch hier zu seinem Wohlfühlen braucht und fegle dann nach Hause.

Alle schönen Damen und alle interessanten Herren sind schon zum Lunch versammelt.

Die Frauen sind alle schön, und die meisten Männer auf der schmalen Grenzseide zwischen akuter Verblöddung und latentem Irzinn.

Ich wage nicht, mich auszuschließen, gehe nach dem Offen zum Tanzplatz — in der glühenden Sommerhitze wird hier im völlig schattenlosen „Zirkus“ mittags von 2—3 (!) getanzt. Ich nehme meinen Kodak mit und mache 18 Tanzaufnahmen, worauf ich, von einem leichten Hitzschlag gerührt ins Bett sinke und schlafe, schlafe, schlafe. Und träume: von einem Riesenbummer, der mich von der Sonne rot gefotenen Menschen abends zum Diner verspeist.

Aus aller Welt.

Der Onkel aus Amerika. Wenige sahen ihn je von Angesicht zu Angesicht. Alle aber träumen von ihm. Er ist ein wohlbeleibter, jovial lächelnder, uhretengeschmüdter Herr in reiferen Jahren mit Glase und einer schredlich biden Prieststache. Dollar weben um sein Haupt einen Glorienschein; von allen Onkeln der Welt ist der Onkel aus Amerika unstreitig der beliebteste. Leider ist der Onkel aus Amerika oft nur ein schöner Traum. Es ist aber eine Erfahrungstatsache, daß gerade Menschen, die es sich nicht träumen ließen, irgendwo über dem großen Teich einen Onkel haben, von dem sie erst erfahren, wenn er sich auf die große Reise ins Jenseits begeben und nur seine Dollar zurückgelassen hat. Das Glück kommt über Nacht. Und es lebt da noch so mancher Onkel in Amerika, der zur rechten Zeit sterben kann. Dieser Tage zum Beispiel bekam ein sechzehnähriger Hotelgast in Berlin, der mit einer Mutter in den ärmlichsten Verhältnissen lebt, die Nachricht aus Neuport, daß er der Erbe eines Vermögens von 2½ Millionen Mark geworden sei. Von diesem Onkel in Amerika hat er niemals etwas gehört. Man kann sich sein Glück vorstellen. Was er mit dem Geld beginnen wird, weiß er in Augenblick noch nicht. Bis zur Auszahlung will er seine Stellung als Page beibehalten. Und dann . . . ?

Fröhliche Ecke.

„Was für kleine Beeren sind das, Vater?“

„Das sind Blaubeeren, mein Junge.“

„Warum sehen die denn so rot aus?“

„Weil sie noch grün sind.“

Das Konto. „Mein Mann und ich haben ein gemeinsames Bankkonto.“

„Wird da kein großes Durcheinander?“

„Mein. Wir haben uns streng hinein geteilt. Mein Mann zahlt ein, und ich hebe ab.“

Falsch verstanden. „Du, August, gib mir mal etwas Geld. Draußen steht einer mit Holzbeinen.“ — „Mit Holzbeinen? — So dumm! Zu was brauchen wir denn Holzbeine?“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Straz, Poznań